



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

DIE EPEN UM OSTEN ARD

Das Geheimnis der großen Schwerter

Der Drachenbeinthron

Der Abschiedsstein

Die Nornenkönigin

Der Engelsturm

Einzelromane aus Osten Ard

Das Herz der verlorenen Dinge

Die Brüder des Windes (erscheint im Frühjahr 2022)

Der letzte König von Osten Ard

Die Hexenholzkrone (2 Bände)

Das Reich der Grasländer (2 Bände)

Tad Williams, 1957 in Kalifornien geboren, studierte in Berkeley und arbeitete anschließend in vielen verschiedenen Jobs. Mit »Das Geheimnis der Großen Schwerter« und »Otherland« gelang ihm der Durchbruch zum weltweit bekannten Fantasyautor.

TAD WILLIAMS

DAS REICH DER
GRASLÄNDER
②

Der letzte König von Osten Ard 2

Aus dem Amerikanischen von
Cornelia Holfelder-von der Tann
und Wolfram Ströle

Klett-Cotta

Wegen des großen Textumfangs erscheint *Das Reich der Grasländer. Der letzte König von Osten Ard 2* in zwei Teilbänden.

Die Übersetzung der Kap. 1–14 und 32–43 entstand mit Unterstützung des Europäischen Übersetzerkollegiums Straelen und der Kunststiftung NRW.

Hobbit Presse

www.hobbitpresse.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »*Empire of Grass.*

The Last King of Osten Ard« im Verlag DAW Books, New York

© 2019 by Beale Williams Enterprise

© Karten by Isaac Stewart

Für die deutsche Ausgabe

© 2020, 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Birgit Gitschier, Augsburg

Illustration: © Max Meinzold, München

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98502-3

INHALT

<i>... obwohl er dafür den Staub verantwortlich machte, den die sommerliche Brise aufwirbelte.</i>	7
32 Das Guckloch in der Tür	11
33 Schatten auf den Mauern	31
34 Schilfbündel	53
35 Die Farben zu grell	71
36 Sturmwind	97

Dritter Teil

WINTERFROST

37 Schlangen auf dem Weg	119
38 Zwei Angebote	133
39 Die Stätte der Stimmen	157
40 Das Blut ihrer Feinde	173
41 Ein Herz aus Asche	189
42 Ein Pfeil	213
43 Etwas für die Armen	235
44 Aufbruch	259
45 Der Staub alter Gedanken	283
46 Die Sorgen des Bischofs	305
47 Die Pflicht, gut zu sterben	327

48	Im Palast	345
49	Die Straße des Sammlers	361
50	Ein Pulver aus Drachenbein	379
51	Ein Netz über dem Himmel	401
52	Die Gruft	419
53	Rauch	439
54	Tote Vögel	457
55	Mein Feind	481

	Nachwort	499
	Dank	505
	Glossar	507

KARTEN

	Osten Ard	9
	Nabban	116

Das letzte Kapitel von Teil 1 endete mit den Abschnitten:

Sie hatten sich über alle möglichen Eventualitäten gestritten, aber jetzt hieß es ganz konkret, in einem fremden Land von ihren Eltern Abschied zu nehmen. Sie holte tief Luft. »Wir werden gut auf uns aufpassen. Schließlich möchte ich meinen Hochzeitstag noch erleben. Habt bitte keine Angst. Ihr habt uns alles beigebracht, was wir brauchen.« Sie spürte, wie ihr Tränen in die Augen traten, und wischte sie mit dem Ärmel weg. »Ihr werdet stolz auf uns sein.«

»Das sind wir sowieso immer.« Binabik schien in der vergangenen Stunde um mehrere Jahre gealtert zu sein. »Aber jetzt hört mir gut zu, bevor ich doch noch meine Meinung ändere und euch am Sattel festbinde, wie deine Mutter vorgeschlagen hat.«

»Das habe ich nicht«, protestierte Sisqi.

»Ich weiß doch, meine Liebe. Manchmal mache ich einen Scherz, um meine Angst zu verdrängen.« Er runzelte die Stirn und überlegte. »Die Sterne, die dort, wo die Sithi leben, so unzuverlässig sind, sind auch hier merkwürdig anders – ohne dass ich wusste, warum. Vielleicht stellt ihr also fest, dass der Weiße Bär und die Alte Frau als Orientierung nicht mehr geeignet sind. Aber wenn ihr dem Weg, den wir in den letzten Tagen gegangen sind, in Richtung der untergehenden Sonne folgt, werdet ihr zuletzt die Waldhelm-Berge erreichen. Auf der anderen Seite dieser Bergkette liegt Naglimund, eine Festung von Simon und Miriamel.« Binabik nahm ein Stöckchen und kratzte eine Karte

in den Boden. »In ein oder zwei Tagen könntet ihr auf eine alte Sithi-Stadt namens Da'ai Chikiza stoßen. Sie liegt am Fluss Aelfwent, der auf dieser Seite des Waldhelm fließt. Von dort führt ein ›Zauntritt‹ genannter Weg in die Berge hinauf und zu der Burg. Dort könntet ihr Hilfe bekommen. Und wenn ihr Morgan findet, bringt ihn nach Naglimund, wo er in Sicherheit ist.«

»Warum wollt ihr beide dann zum Hochhorst zurückkehren? Warum kommt ihr nicht mit uns nach Naglimund und schickt euren Freunden von dort eine Nachricht?«

»Weil ich böse Vorahnungen habe und Boten nicht traue, Qina«, sagte ihr Vater. »Zu viele seltsame und schreckliche Dinge sind in letzter Zeit passiert. Erinnerst du dich an die Gesandte der Sithi, Tanahaya? Man hat ihr aufgelauert, als sie zu Simon und Miriamel unterwegs war, und sie wäre gestorben, wenn man sie nicht glücklicherweise gefunden hätte. Jemand wollte verhindern, dass sie mit unseren Freunden spricht, und man weiß bis heute nicht, wer dieser Jemand war. Entweder die kalte Hand der Nornenkönigin reicht bis zu den Toren des Hochhorst oder ein Feind, von dem unsere Freunde nichts wissen, lebt unter ihnen. Nein, ich habe kein Vertrauen mehr zu Boten, nicht wenn es um eine so wichtige Nachricht geht.«

»Aber dann seid ihr ja auch in Gefahr!«, rief Qina. »Die Person, die die Sitha überfallen hat, kann genauso gut euch überfallen und verhindern, dass ihr zu euren Freunden gelangt.«

Binabik nickte. »So ist das, wenn eine Familie getrennt ist. So wie wir um euch zwei Angst haben müssen, wenn ihr allein seid, müsst ihr um uns Angst haben. Wir haben nur unser Leben und die wenigen Stunden, mit denen wir es ausfüllen. Lasst uns zur Tochter des Berges beten, dass wir uns alle wiedersehen. Vergeßt unsere Heimat nicht und habt Mut.«

Als der Abschied kam, hatten alle Tränen in den Augen, sogar Klein-Snenneq, obwohl er dafür den Staub verantwortlich machte, den die sommerliche Brise aufwirbelte.



DAS GUCKLOCH IN DER TÜR

Porto gelang es, Feldweibel Levias lebend über die Nacht und auch über den ganzen nächsten Tag zu bringen. Er flößte ihm aus der hohlen Hand Wasser ein und säuberte und verband die Bauchwunde des Erkylnländers, so gut er konnte, aber es schien ein verlorener Kampf, und das war quälend. Er hatte diesen Albtraum schon einmal durchgemacht.

Viele Jahre zuvor, während der Schlacht am Tor von Nakkiga, hatte Porto seinen sterbenden Freund Endri gepflegt. Doch Endris Wunde war von einem vergifteten Nornenpfeil verursacht worden. Diese hier stammte von einer vergleichsweise sauberen Grasländerklinge, und das war das Einzige, was ihm Hoffnung machte. Aber es war weit bis zur nächsten Wasserstelle, und so heiß die Haut seines Gefährten auch war und so mitleiderregend sein Verlangen nach etwas zu trinken, ließ er ihn doch äußerst ungnädig allein. Endri war damals gestorben, als Porto gerade weg war.

Das Chaos, das unter den Massen beim Thantreffen ausgebrochen war, schien sich inzwischen gelegt zu haben. Ab und zu hörte Porto von ihrem Versteck aus immer noch laute Stimmen von Thrithingmännern, aber das Rufen und Brüllen klang jetzt nicht mehr nach Kampf. Trotzdem hielten ihn nicht nur sein Stolz und sein Schmerz hier bei dem Sterbenden. Selbst wenn Levias seiner Verletzung erlauge und Porto ihn zurücklassen könnte, erwartete ihn dort draußen auch nur ein langsames, qualvolles

Ende. Ihre Pferde waren davongelaufen, und den ganzen Weg nach Erkyndland zu Fuß zurückzulegen, war undenkbar, selbst wenn er zwanzig Jahre jünger wäre.

Aber solange ich mein Schwert und meinen Dolch habe, sagte er sich, kann ich zumindest selbst bestimmen, wie ich sterbe.

Als Levias bei Anbruch des zweiten Tages nach ihrem Kampf mit den Grasländern etwas leichter atmete, wagte es Porto, sich mit ihm auf die Suche nach Wasser zu begeben. Er hievte ihn sich auf den Rücken, stapfte mühsam ein Stück weiter vom Thantreffen weg und ließ sich dann mit Levias am Ufer eines der Flüsse nieder, die den Blutsee speisten. Der Fluss war jetzt im Spätsommer flach und schmal, nur ein Bächlein zwischen den breiten Schlammstreifen zu beiden Seiten, aber das Wasser floss und schmeckte Porto köstlich, also lehnte er Levias an einem schattigen Plätzchen gegen einen Baumstamm, wusch das blutige Unterhemd des Verwundeten aus, nahm es wieder mit zurück, wischte Levias den Schweiß von der Stirn und versuchte dann erneut, die Wunde zu säubern. Er hatte auf dem Schlachtfeld viele solcher Wunden gesehen und wusste, es bestand kaum eine Überlebenschance für den Feldwebel, aber ihn hier allein seinem Schicksal preiszugeben – das wäre, wie den armen Endri ein zweites Mal im Stich zu lassen.

Er saß den ganzen Tag bei Levias, verrückte ihn ab und zu ein wenig, damit ihm die heiße Sonne nicht ins Gesicht schien, säuberte seine Wunde von dem dunklen, trocknenden Blut und gab ihm Wasser zu trinken, wenn er durstig schien. Er konnte sich nicht vorstellen, ihn eine längere Strecke zu tragen, also blieb ihm nur zu warten, dass Gott seinen Freund zu sich nahm. Levias sagte nichts mehr, und Porto hatte nur seine eigenen düsteren Gedanken zur Gesellschaft.

Porto schreckte hoch. Er war eingedöst und von einem seltsamen Geräusch wach geworden, einem langgezogenen, rauhen Quiet-

schen, als ob ein Nagel aus altem Holz gezogen würde. Es kam vom Bach her, also überzeugte sich Porto nur kurz, dass Levias' flaches Atmen nicht aufgehört hatte, ergriff dann sein Schwert und kroch durch den Unterwuchs, bis er bessere Sicht auf den Fluss hatte.

Zuerst hielt er die Gestalt für eine Art Riesen, weil sie so groß und massig auf ihrem Pferd thronte, das aus dem schmalen Fluss trank. Dann aber sah er, dass der Fremde gar nicht außergewöhnlich groß war, sondern nur so wirkte, weil er auf einem kleinen Esel saß.

Der Mann drehte sich in seine Richtung, obwohl Porto kein Geräusch gemacht hatte. Porto fasste sein Schwert fester, bereit, zu kämpfen oder den Fremden von dem hilflosen Levias fortzulocken, aber der Mann auf dem Esel nickte nur und wandte sich wieder ab, als wären Männer, die mit gezücktem Schwert durchs Gras robbten, für ihn nichts Ungewöhnliches. Er hatte einen breiten Brustkorb, aber kurze Beine – als ob einer von Prinz Morgans Trollfreunden mannsgrößer geworden wäre, nur dass er, anders als die Trolle, einen langen, zu einem Zopf geflochtenen Bart trug. Sein Bart- und Haupthaar bedeckte große Teile seines Gesichts, als wäre er ein Halbaffe oder ein Halb-Hüne, aber ansonsten wirkten seine Züge ziemlich normal.

»*Vilagum*«, rief der Fremde. »*Ves zhu haya*.«

Es dauerte einen Moment, bis Porto verstand, was der Mann in der Grasländersprache gesagt hatte: nichts Bedrohlicheres als »Willkommen« und dass er ihm Gesundheit wünsche.

»*Zhu dankun*«, antwortete er – *ich danke Euch*.

Der Bärtige merkte, dass das nicht Portos Muttersprache war, denn er verfiel jetzt in ein recht gutes Westerling, allerdings mit einem starken Akzent, jedes Wort so stachelig wie ein Kiefernzapfen. »Ihr seid nicht vom großen Gras, wie ich höre. Woher kommt Ihr?«

»Erkynland, obwohl ich nicht dort geboren bin.«

»Trüben wir den Bach, mein Freund Gildreng und ich? Wollt Ihr trinken? Gildreng hat seinen eigenen Willen, aber er wird wohl weggehen, wenn ich darauf bestehe.«

»Ich habe Wasser in meinem Wasserschlauch«, antwortete Porto und blickte sich suchend nach dem Freund des Mannes um. Er wollte dem Fremden gern vertrauen, fürchtete jedoch einen Hinterhalt. »Aber nichts zu essen.« Ihre letzten Vorräte waren in den Satteltaschen gewesen und mit den Pferden verschwunden. Erst, als er die Worte aussprach, merkte Porto, wie hungrig er war. »Meinem Freund geht es sehr schlecht.«

Der Mann musterte ihn. »Kommt heraus, damit ich Euch sehen kann, bitte«, sagte er.

Porto kroch aus dem langen Gras hervor und stand auf. Der Fremde war ein Thrithingbewohner, das sah er jetzt, mit einer tätowierten Schlange, die sich vom rechten Handgelenk den Arm hinauf und dann auf der anderen Seite des ärmellosen Hemds zum linken Handgelenk hinabwand. Er trug auch eine Halskette aus Schlangenknochen.

»Warum geht es Eurem Freund schlecht?«, fragte der Mann.

Porto zögerte, befand dann aber, dass es besser war, ehrlich zu sein, für den Fall, dass der Fremde jemanden kannte, der Levias helfen konnte. »Er hat eine Klinge in den Leib bekommen. Hier.« Er zeigte auf eine Stelle an seinem eigenen Bauch. »Wir wurden angegriffen – wir haben keinen Streit gesucht.«

Der Bärtige nickte, glitt dann von seinem Esel. Er kam durchs seichte Wasser herangewatet und führte den Esel zu Porto hinauf.

»Ich sehe es mir an«, sagte er. »Ich habe einige ... Kenntnisse.« Er fand das Wort nicht gleich, aber als er es gefunden hatte, nickte er wieder, als hätte er nicht daran gezweifelt, dass es ihm einfallen würde. »Ruzhvang bin ich, Schamane des Schlangenclangs. Ich verstehe etwas vom Heilen. Wann wurde Euer Freund verletzt?«

»Vor zwei Tagen«, sagte Porto.

Ruzhvangs haariges Gesicht nahm einen betäubten Ausdruck an, und er schüttelte den Kopf. »Zu spät, fürchte ich. Aber vielleicht erbarmt sich die Erdnahe. Von welchem Clan ist Euer Freund?«

»Er ist aus Erkymland, wie ich.«

Ruzhvang sagte nichts mehr, folgte ihm nur zu der Mulde, in der Levias lag. Der Schamane band seinen Esel an einen Ast und hockte sich neben den Verwundeten, der immer noch schlief, aber jetzt so bleich war, dass der Tod wohl nicht mehr fern sein konnte. Der Bärtige inspizierte Levias' Augen und Zunge, löste dann vorsichtig Portos Behelfsverband und betrachtete die Wunde, wobei er leise mit der Zunge klickte.

Schließlich drehte er sich zu Porto um. »Habt Ihr um Hilfe gebetet?«, fragte er.

Verdutzt sagte Porto: »Ja, natürlich. Zu unserem Gott.«

Ruzhvang winkte ab. »Alle Götter sind ein Gott. Man muss ein Mann der guten Taten sein, damit sie einen hören. Wir vom Schlangen-Clan sind die besten Heiler, das ist bekannt.«

»Könnt Ihr ihm helfen?«

»Ich sage nicht Ja, ich sage nicht Nein. Er ist sehr schwach.« Er vergewisserte sich, dass sein Esel gut festgebunden war. »Die bösen Geister sind in der Wunde und im Blut. Nur die Beinlose – die Erdnahe – kann ihm jetzt noch helfen, indem sie ihm Kraft schenkt. Bringt Ihr ihn?«

»Bringen? Wohin?«

»Mir nach. Dahin, wo das Wasser tiefer ist.«

Als sie stehenblieben, waren sie wieder so nah bei dem Thantreffen, dass Porto ferne Stimmen hörte. Ruzhvang nahm ein in Öltuch gehülltes Bündel aus seiner Satteltasche, ging dann hinunter zum Fluss, der hier wesentlich breiter war, zog, ohne zu zögern, seine Kleidung aus und watete nackt so weit hinaus, dass ihm das Wasser bis an die Oberschenkel reichte. Dann begann er,

sich von oben bis unten zu waschen, und sang dabei in der Sprache der Thrithinge leise etwas, das Porto nicht verstand. Als er zurückkam, zog er die Hose wieder an und setzte sich neben Levias auf die Erde. »Macht ein Feuer«, sagte er. Er entnahm seinem Öltuchbündel verschiedene Dinge, kleine irdene Töpfchen und Lederbeutel, und ordnete sie vor sich auf dem Boden an. Als das Feuer richtig brannte, schickte Ruzhvang Porto mit einer Tonschüssel los, Wasser aus dem Bach holen. Dann bröselte er, noch immer singend, etwas Blättriges in die Schüssel und wartete, dass das Wasser zum Kochen kam. »Jetzt sagt mir, wie er heißt.«

»Levias.«

»Das ist ein seltsamer Name, aber ich will versuchen, ihn den Geistern so zu sagen, dass sie es verstehen.«

Als die Sonne den Mittagspunkt überschritten hatte und die Schatten sich nach Osten dehnten, hatte der Schamane, die ganze Zeit singend, Levias' Wunde mit dem Kräutersud ausgewaschen, dann mit den ausgekochten Blättern bedeckt und mit einem Verband aus langen, getrockneten Blättern, die er einem anderen Bündel in seiner Satteltasche entnahm, versehen. Danach hatte er Porto wieder Wasser holen geschickt und dieses Wasser mit Stücken einer Wurzel oder Knolle zum Kochen gebracht. Als der Sud ein wenig abgekühlt war, flößte er Levias etwas davon ein. Die Kehle des Erkynländers bewegte sich, aber es wirkte fast zufällig. Der Feldweibel sah kein bisschen besser aus, jedenfalls nicht in Portos Augen.

»Gebt ihm den Rest nach und nach«, sagte Ruzhvang und reichte Porto die Schüssel. »Bis die Sonne untergegangen ist. Die Beinlose wird ihm helfen, wenn er es wert ist.«

»Ist er«, sagte Porto und dachte an den Humor, die Tapferkeit und den festen Glauben des Erkynländers.

»Das entscheiden nicht wir, sondern die Geister«, sagte Ruzh-

vang ein wenig streng. »Doch jetzt zu Gildreng, meinem Esel. Er ist temperamentvoll, aber wenn Ihr nicht mit der Hand in die Nähe seines Mauls kommt, wird Euch nichts passieren.«

»Was? Warum sagt Ihr mir das?«

»Weil ich ihn Euch hierlasse. Ich bin weit hinter meinen Leuten zurück, und wenn ich jetzt zu Fuß gehe, werde ich noch länger brauchen. Vor sechs Tagen sind sie vom Thantreffen aufgebrochen, zurück in unsere Clanlande im Osten.«

»Ihr gebt mir Euren Esel?«

»Selbst wenn die Erdnahe sein Leben verschont, kann Euer Freund nicht hier bleiben«, sagte er und zeigte auf Levias. »Aber auch mit meinem Esel bringt Ihr ihn nicht lebend bis nach Erkyndland.« Plötzlich kam ihm ein Gedanke. »Doch ich habe ein Lager von Euren Leuten gesehen, als ich von Geschäften mit den Schamanen des Turmfalken- und des Bison-Clans zurückkam.«

»Ein Lager von meinen Leuten?«

»Ich glaube, es war die Fahne von Erkyndland, zwei Drachen und ein Baum. Sagt Euch das etwas?«

Portos Herz schlug schneller. »Das ist die erkyndländische Fahne, ja. Die habt Ihr wirklich gesehen?«

»Man hört es gerade in der ganzen Gegend nördlich von hier – die Clansleute sagen, die Steinhäusler sind hier, um mit dem neuen Shan um einen wichtigen Mann zu verhandeln, der gefangen genommen wurde.«

»Graf Eolair? Könnte er so heißen?«

»Ich weiß nichts weiter. Ein Schamane denkt über andere Dinge nach.« Er zuckte die Achseln, und sein Bartzopf bewegte sich auf seiner Brust wie der Schwanz eines sitzenden Hunds. »Sie sagen, Unver will vielleicht Lösegeld oder irgendetwas anderes von den Steinhäuslern, die Euer Erkyndland regieren.«

»Wisst Ihr, wo sie den Gefangenen festhalten?«

Ruzhvang hob eine Augenbraue, so borstig wie eine Raupe,

und in seinem dunkel gebräunten Gesicht stand Belustigung. »Da fragt Ihr den Falschen. Die Schlange gibt mir die Kraft zu heilen und weiter nichts. Aber wenn der neue Shan über seine Rückgabe verhandelt, dann muss ihn der neue Shan ja wohl haben, oder?«

Porto saß verwundert da. Warum war ein ganzer Trupp von Erkynwachen am Rand der Thrithinge? Doch nicht, um über Eolair zu verhandeln, so wichtig er auch sein mochte. Und dann fiel ihm Prinz Morgan ein, und Scham traf ihn so tief und schmerzhaft, wie die Klinge des Clansmanns Levias getroffen hatte. Er hatte auf der ganzen Linie versagt. Aber wenn er dieses erkynländische Lager fände, könnte er dort zumindest erzählen, was er wusste.

Aber ich kann Levias nicht zurücklassen, wurde ihm wieder klar. Ich muss bei ihm bleiben, solange ... solange er lebt.

»Ich gehe jetzt«, sagte Ruzhvang. Er nahm die Satteltaschen vom Rücken des Esels und hängte sie sich über die Schultern, wodurch er noch eiförmiger aussah als vorher. »Ich lasse Euch und Eurem Freund weiße Johannisbeeren hier – das Häufchen da. Ihm müsst Ihr sie vorkauen.«

»Aber ich kann doch Euren Esel nicht behalten!«

»Ihr könnt. Ihr müsst. Die Erdnahe sagt es mir, und die Geister lügen nicht. Behandelt ihn gut, dann wird er Euren Freund behutsam tragen. Er ist nicht so schlimm, wie er tut, der alte Gildreng, obwohl er tritt, wenn er schlechter Laune ist. Ich werde ihn vermissen.«

Und während Porto verblüfft zusah, tätschelte Ruzhvang dem Esel noch einmal die Nase – wobei Gildreng wegguckte, als könnte er nicht glauben, dass er einfach so verschenkt wurde – und marschierte dann mit seiner Last davon, den gewundenen Weg am Fluss entlang.

»Denkt dran – Hände weg von seinem Maul!«, rief er noch, dann war er im Wald verschwunden.

Porto saß den Rest des Nachmittags bei Levias, tupfte ihm den Schweiß von der Stirn und verabreichte ihm kleine Schlucke von dem Sud. Er hatte Hunger, aber der Geruch des Gebräus reizte ihn gar nicht, also aß er zwei Beeren und fand sie sehr gut, nur nicht gerade sättigend.

Als es schließlich dunkel war, schlief er im Sitzen ein, Levias' nasses Hemd noch in der Hand. Und als er mitten in der Nacht aufwachte, sicher, dass er diesen ganzen Tag nur geträumt hatte, war der Esel Gildreng immer noch an dem Baum festgebunden und Levias verlangte matt nach etwas zu essen.



Eolair gefiel es nicht sonderlich, immer noch gefangen zu sein, aber Unvers Leute behandelten ihn einigermaßen gut. Man hatte ihn in einen der vielen Wagen gesperrt, die Rudur gehört hatten. Die Tür war von außen abgeschlossen, aber das Fenster in der Tür – zu klein, als dass er sich selbst in seinen schlanksten Jugendjahren hätte hindurchwinden können – ermöglichte ihm immerhin, etwas vom Lagerleben der Thrithingleute mitzubekommen, jetzt, da sich das Thantreffen dem Ende näherte.

Der Aufruhr der ersten Nächte nach Rudurs Tod hatte sich gelegt. Eolair hätte nur schwer einen Unterschied zwischen dem, was er jetzt sah, und dem normalen Tun und Treiben am Blutsee benennen können: Die Frauen kümmerten sich um die Feuer und kochten, die Männer feilschten um Tiere und beteiligten sich an Glücks- und Kraftspielen. Doch Eolair glaubte, eine Veränderung der Stimmung wahrzunehmen, von der ziellosen Erregung der ersten Tage des Thantreffens hin zu etwas Ruhigerem, Gerichteterem. Er fragte sich, ob das irgendwie Unvers Werk war oder ob diese Entwicklung jedes Jahr gegen Ende der wilden Versammlung zu beobachten war.

Als das erste Mal Essen zu seinem Wagen gebracht wurde, stellte Eolair belustigt fest, dass der Mann mit dem Tablett von zwei hünenhaften, bewaffneten Wächtern begleitet wurde.

Wenn sie einen alten Mann wie mich so sehr fürchten, dass sie gleich drei Mann schicken, müssen sie ihn für einen wahren Teufel halten, dachte er.

Doch als der Mann mit dem Tablett die Wagentreppe hinaufstieg und vor das Türfenster trat, sah Eolair, dass er auf Kopf, Kinn und Oberlippe völlig haarlos war. Das war schon ungewöhnlich genug hier im Grasland, wo der Schnurrbart viel über einen Mann aussagte, doch als der Essensträger vor dem Guckloch stand, bemerkte der Graf, dass der Mann auch keine Augenbrauen hatte, obwohl Stoppelwuchs an diesen Stellen darauf hindeutete, dass seine Kahlheit durch etwas anderes als Krankheit verursacht sein musste. Wie auch immer, Eolair brauchte Informationen, und selbst wenn der Mann ein ausländischer Sklave war, wusste er vielleicht etwas. Ja, ein Sklave, dachte Eolair, war oft eher bereit, mit einem Außenseiter zu reden. Er vergewisserte sich, dass die beiden zum Clan gehörigen Wächter zu weit vom Wagen weg standen, um viel hören zu können.

»Ich danke dir«, sagte er in der Thrithingsprache, als er das Tablett entgegennahm. »Wie heißt du, Mann?« Vom Geruch des warmen Brots und der Suppe lief ihm das Wasser im Mund zusammen. Er war bei Agvalts Banditen nicht sonderlich gut gepflegt worden, allerdings war ihr eigenes Essen auch nicht viel besser gewesen.

Der Mann sah ihn milde überrascht an, sagte aber nichts. Von nahem erkannte Eolair, dass sein Gesicht und sein rasierter Schädel Misshandlungsspuren aufwiesen.

»Bei meinem Volk muss man den Namen desjenigen kennen, der einen bedient, sonst darf man nicht essen«, sagte Eolair, eine Behauptung, die die meisten hernystirischen Adligen zum Brüllen komisch gefunden hätten, denn kaum einer kannte die Na-

men all seiner Diener. »Bitte sag mir deinen, damit ich ihn meinen Göttern mitteilen kann.«

Der Mann schüttelte den Kopf. Er sah Eolair nicht an. »Ich habe keinen Namen«, erwiderte er nur.

»Was? Jeder hat doch einen Namen.«

Der Haarlose schüttelte wieder den Kopf, sah aber diesmal auf. Sein Gesicht war so voll Hass und Verzweiflung, dass Eolair beinahe einen Schritt zurückgewichen wäre und Mühe hatte, sein Ende des Tablett festzuhalten. »Mein Name wurde mir genommen«, sagte der Mann, aber so leise, dass es die anderen nicht hören konnten. »Ich habe meinen Clan verraten. Ich habe mein Volk verraten. Ich habe keinen Namen mehr.«

»Aber irgendwie muss ich dich nennen«, sagte Eolair, den die Worte dieses Mannes neugierig machten, »oder die Götter werden nicht wissen, wen sie dafür belohnen sollen, dass er mir zu essen gegeben hat.«

Ein Funke glomm in den Augen des Mannes auf. Die Haut um die Augen herum war lila von alten Blutergüssen. »Ich sag doch, ich habe keinen Namen. Jetzt muss ich gehen.«

Als er das Tablett losließ und sich zum Gehen wenden wollte, versuchte es Eolair noch einmal. »Ich will dich einfach nur irgendwie nennen können.«

Die nicht vorhandenen Augenbrauen gaben dem Mann etwas Unnatürliches. »Sie nannten mich Kahlkopf.« Kurz verzog sich sein Mund zu einem humorlosen Grinsen. »Das passt immer noch, wie Ihr seht. Wenn Ihr mit Euren Göttern spricht, sagt ihnen, sie haben eine lausige Welt erschaffen.«

Die beiden Clansmänner folgten ihm auf den Fersen, als er ging, und Eolair begriff, dass er nicht der einzige Gefangene im Lager des Shans war.

Den zweiten Besuch erhielt Eolair in den dunklen Abendstunden desselben Tages. Er hörte niemanden kommen, bemerkte erst,

dass da jemand war, als eine weibliche Stimme durch das Türfenster drang.

»Graf Eolair, hört Ihr mich?« Wer auch immer die Frau war, sie sprach überraschenderweise Westerling, wenn auch mit einem starken Akzent.

Er stand von der schmalen Pritsche auf und trat an die Tür. »Ich höre Euch«, sagte er. »Ich spreche Eure Sprache, jedenfalls einigermaßen. Wäre Euch das lieber?«

Die Frau, die vor der Tür des Wagens stand, war dunkelhaarig und hübsch, wirkte aber angespannt. Im schummrigen Licht, das aus dem Wagen fiel, schien sie knapp jenseits des gebärfähigen Alters. Irgendetwas an ihr kam ihm bekannt vor, aber er hatte in den letzten Monaten so viele Thrithingleute gesehen, dass er nicht sagen konnte, woher. »Nein!« Sie blickte sich um und sagte dann leiser: »Lieber diese Sprache, obwohl ich sie nicht gut kann. Für den Fall, dass uns jemand hört.«

Sein Interesse war geweckt – nicht nur durch ihr schönes Gesicht. »Wie Ihr wünscht, edle Dame.« Diese höfliche Anrede drängte sich ihm auf – sie schien so anders als die Thrithingfrauen, denen er bisher begegnet war, schon deshalb, weil sie noch eine andere Sprache beherrschte als ihre eigene. »Wer seid Ihr, wenn ich fragen darf, und was wollt Ihr von mir?«

»Ich bin Hyara«, sagte sie. »Der Shan, wie ich ihn jetzt nennen muss, ist mein Neffe.«

Er war verblüfft und konnte es nur dank der Routine des altgedienten Diplomaten verbergen. »Sehr erfreut, edle Hyara, aber ich muss gestehen, ich habe keine Ahnung, was Euch zu mir führt.«

»Unver hat vor, Euch freizulassen – soweit ich weiß jedenfalls.«

»Das hat er mir gegenüber auch angedeutet, aber ich bin sicher, er wird einen Preis dafür fordern, und vielleicht sind mein König und meine Königin ja nicht willens, ihn zu zahlen.«

»Unver ist kein Narr. Er will, dass Ihr heimkehrt. Er will sich Eure Herrscher gewogen halten. Er will keinen Krieg mit Eurem Erkyndland.«

»Es ist nicht mein Erkyndland, um ehrlich zu sein, aber die erkyndländischen Interessen sind auch die meinen.« Er musterte sie. Sie wirkte unruhig, aber nicht verängstigt, ein gutes Zeichen. Dennoch konnte er nicht umhin, sich zu fragen, ob er hier in eine familiäre Auseinandersetzung oder gar etwas noch Gefährlicheres hineingezogen werden sollte. »Ich frage noch einmal, was wollt Ihr von mir?«

»Ich möchte, dass Ihr Eurem König und Eurer Königin sagt, die Thrithinge wollen keinen Krieg mit Eurem Land. Rudur ist tot, aber Unver ist kein Narr. Sein Zorn richtet sich gegen Nabban. Sagt das Euren Herrschern.«

»Aber Nabban gehört auch zu ihrem Königreich«, erklärte er. »Sie sind nicht nur die Herrscher von Erkyndland und meiner Heimat Hernystir. Der Hochkönigsbann umfasst auch Nabban.«

»Dann müssen die Nabbanai innerhalb dieses Banns bleiben!«, sagte sie in einem Aufblitzen von Zorn, und er erkannte jetzt in ihr eine Willensstärke, die er nicht vermutet hätte. »Sie stehlen unser Land, sie töten unsere Leute, und dann geben sie uns die Schuld. Unver kommt aus dem Süden, wo sie immer gegen die Steinhäusler kämpfen müssen. Er hasst sie wie ...« Sie suchte nach einem Wort, fand es aber nicht. »Er hasst sie«, sagte sie schließlich. »Und er wird sie hinter ihre Grenze zurücktreiben. Blut wird das Gras tränken, und nichts kann das verhindern. Aber er will nicht auch noch Krieg gegen den Norden.«

»Warum sollte er auch? Nur ein Narr kämpft an zwei Fronten.« Eolair schüttelte den Kopf. »Ich werde meinen Herrschern sagen, dass Unver nicht gegen sie kämpfen will. Aber trotzdem müssen sie über Nabban wachen, als wäre es ihr eigenes Land. Das ist es, was Hochkönigsbann bedeutet.«

»Dann werden sie die Welt in Verzweiflung stürzen«, sagte sie rundheraus. »Witwen und Waisen, das ist alles, was dann bleibt. Wisst Ihr, wie viele Männer aus dem Grasland zusammenkommen werden, um zu kämpfen? Viele haben Rudur gehasst, weil er sich zum Than der Thane erklärt und trotzdem nichts gegen die Nabbanai unternommen hat. Sie sind reif für den Krieg, so reif wie Früchte im Herbst.«

»Wo habt Ihr unsere Sprache so gut gelernt?«, schweifte er unwillkürlich ab. »Habt Ihr mal in den Steinhäuserlanden, wie Ihr sie nennt, gelebt?«

»Nein, aber andere aus meiner Familie«, sagte sie, hörbar ungeduldig. »Mein Vater war ein Than. Zu uns kamen viele Fremde. Ich habe die Sprache gelernt, weil ich sie hörte – und weil ich mir wünschte, wegzugehen und diese Lande zu sehen.« Sie blickte sich abermals um, vergewisserte sich, dass sie immer noch allein waren. »Warum stellt Ihr so viele Fragen?«

»Weil das meine Natur ist, edle Dame. Und mein Beruf. Spricht Unver auch Westerling? Wie ist er denn so? Wie kann ich mit ihm sprechen, um zu erfahren, was er wirklich von meinen Herrschern will? Ich habe darum gebeten, ihn sprechen zu dürfen, aber niemand will mich zu ihm bringen.«

»Er wurde schlimm verletzt, von diesem tollwütigen Hund Rotbart«, sagte sie. »Unver war halb tot nach diesen Folterqualen – er hat sie nur überlebt, weil es der Wille der Geister war. Und er ist ein Mann – er wird dann mit Euch sprechen, wenn er es kann, ohne schwach und geschunden zu wirken. Aber wenn er wieder bei Kräften ist, wird er diese Clans an den Zügeln nehmen wie ein Pferdegespann. Er wird sie dazu bringen zusammenzuarbeiten, wird sie lenken, wohin er will. Eure Herrscher wissen nicht, wie stark Unvers Wille ist, wie groß seine Klugheit und wie heftig sein Zorn, aber ich habe es gesehen, und ich habe auch gesehen, wie die Geister ihm helfen. Ich habe gesehen, wie sie die Krähen schickten, um seine Feinde zu vernichten, und dieser

Feind war mein Ehemann – nicht, dass ich um ihn trauere. Eure Herrscher dürfen Unver nicht provozieren!«

Das ging Eolair gegen den Strich. »Der König und die Königin sind nicht so schwach oder feige, dass sie sich diktieren lassen, was sie zu tun haben, auch nicht von diesem Shan Unver.«

»Dann kommt für uns und für euch das Ende aller Dinge. Ich weiß, Euer Volk hat viele Kämpfer, und seine Burgen sind stark. Meine Leute werden auch sterben.« Ihr Gesicht, eben noch so wild entschlossen, war jetzt so blass und entsetzt, als sähe sie tatsächlich die schrecklichen Dinge, die sie prophezeite.

»Edle Hyara, ich verstehe ja, worauf Ihr hinauswollt.« Eolair war ärgerlich auf sich selbst, weil er seine Gefühle hatte durchschimmern lassen. »Ich will keinen Krieg zwischen unseren Völkern, und ich weiß, der König und die Königin wollen ihn auch nicht. Redet mit Unver. Sagt ihm, er soll mit mir sprechen, bevor er ihnen eine Botschaft schickt, dann werden wir es schaffen, einen Frieden herzustellen, mit dem beide Völker leben können.«

Sie schüttelte vehement den Kopf. »Ich kann nicht mit ihm reden, nicht über solche Dinge. Das kommt mir nicht zu, und er würde nicht zuhören.«

»Wenn er so klug ist, wie Ihr sagt, und wenn er sein Volk so sehr liebt, wie Ihr sagt, dann wird er zuhören. Wenn er keinen Rat von einer Frau annehmen kann, dann ja vielleicht von einem alten Hernystiri, der viel gesehen und viele Kriege erlebt hat.« Eolair tätschelte ihre Hand, die die Unterkante des Fensterchens umklammerte. »Der Hochkönig und die Hochkönigin haben beängstigendere und schlimmere Feinde als die Clansleute aus dem Grasland, glaubt mir. Krieg mit den Thrithingen wollen sie so wenig wie Ihr. Sagt Unver, ich werde als Unterhändler fungieren. Er hat mich bisher anständig behandelt, also werde ich dafür sorgen, dass meine Herrscher umgekehrt dasselbe tun. Verzagt nicht, edle Hyara. Solange es gute Menschen gibt, besteht immer Hoffnung.«

»Aber wenn die Geister selbst Krieg wollen und die Herzen der Menschen auch, dann kann ihn nichts verhindern.« Damit drehte sie sich um und ging. Als Eolair durch das Fenster schaute, sah er nur eine dunkle, schlanke Gestalt über das Gras davonhuschen.



Als Hyara in das große Zelt zurückkehrte, kniete dort ihre Schwester an dem Bett, das Rudur gehört hatte; jetzt war es schmutzlig von Schweiß und getrocknetem Blut. Vara löf-felte ihrem Sohn Brühe in den Mund. Unvers Wunden heilten zwar schon, doch sein Gesicht war immer noch von den tiefen Schnitten und den Schwellungen entstellt. Die Liegeposition des Shans sagte Hyara, dass sein geschundener Rücken immer noch schrecklich schmerzte, aber sein Gesicht verriet wie üblich nichts davon. Sie kannte diese Demonstration von Stärke von den Männern ihres Clans und bewunderte und hasste sie gleichermaßen. Stark zu sein war ein tiefsitzendes Ideal, das jede Art von Schmerz, auch den anderer, zu etwas Unwichtigem machte, zu etwas, das man zu ignorieren hatte.

Unvers zerfetzte Haut wird in einem Monat nur noch ein Gewirr von harten, weißen Narben sein. Aber nicht alle Wunden heilen wie die des Fleisches, dachte sie.

Fremur war ebenfalls da und sagte streng zu ihr: »Es ist nicht gut, wenn du so spät noch draußen herumläufst, Hyara. Du bist eine Verwandte des Shans. Jemand könnte dir etwas antun wollen.«

Sie fragte sich, wie viel von dieser Sorge wirklich ihr galt und wie viel Unvers Ansehen. Thrithingmänner wollten nicht, dass ihre Frauen und selbst ältere weibliche Verwandte sich frei bewegten, ohne angemessene Begleitung und ohne vorher um Erlaubnis zu bitten. Aber Hyara hatte so lange mit diesen Ein-

schränkungen gelebt, dass sie nicht willens war, sich wieder an die Leine legen zu lassen, schon gar nicht von einem Mann, der über zehn Jahre jünger war als sie.

Und er hat schließlich nicht nach meinem Brautpreis gefragt, machte sie sich klar. Was ist er denn mehr für mich als der Diener des Sohns meiner Schwester? Soll er doch für sich selbst sprechen, wenn er in meinem Leben etwas zu sagen haben will.

»Ich war spazieren«, sagte sie. »Weiter nichts. Wie geht es Unver?«

»Dem Shan geht es gut«, sagte Fremur.

»Sein Appetit kehrt zurück«, sagte ihre Schwester.

»Beim Himmelsspalter«, knurrte Unver und schob den beiner- nen Löffel weg, »bin ich tot? Brauche ich einen Schamanen, der für mich spricht, wie die Ahnengeister?«

Fremur schien erfreut, vielleicht weil Unver immer noch beim Totem des Kranich-Clans fluchte. »Natürlich nicht, großer Shan.«

Unver sah Hyara an. »Und was hast du beim Spaziergehen gesehen?«

Sie zögerte. »Vieles und nichts, wie immer.« Wenn er fragte, was sie gemacht hatte, sollte sie es ihm dann sagen? Niemand hatte ihr befohlen, sich von dem Steinhäusler, Graf Eolair, fernzuhalten, aber sie ahnte, dass ihr Neffe nicht erbaut wäre, wenn er wüsste, dass sie bei ihm gewesen war. Und wenn er wüsste, dass sie den Fremden beschworen hatte, einen Krieg zu verhindern, würde Unver wahrscheinlich toben. Kein Mann aus einem Graslandclan wollte, dass eine Frau für ihn sprach, geschweige denn sich für Frieden einsetzte.

Zu Hyaras Glück hatte Unver offenbar anderes im Kopf.

»Das Thantreffen ist fast vorbei.« Er wischte sich mit einer ungehaltenen Bewegung Suppe von den Lippen. Vara und Hyara hatten ihm den Schnurrbart abrasiert, damit sie die tiefen Schnitte säubern konnten, die über seine Wangen bis zur Ober-

lippe verliefen. Hyara war es nicht gewohnt, einen Mann seines Alters ohne Schnurrbart zu sehen. Unvers sah zwar nicht so bizarr aus wie Fremurs Sklave, der Mann, der einst Gezahn Kahlkopf geheißen hatte und der jetzt in einer Ecke des Zelts hockte und auf den Boden starrte, aber er wirkte doch anders, fremd und neu.

Schließlich ist er jetzt der Shan, rief sie sich in Erinnerung. *Das ist ja auch so neu und anders, wie es nur geht.* Selbst Edizel damals, in längst vergangenen Zeiten, hatte nicht so eine außergewöhnliche Geschichte gehabt wie ihr Neffe.

Zum ersten Mal dachte sie an Unvers Vater, Prinz Josua. Als Josua das erste Mal in die Thrithinge gekommen war, war Hyara noch ein Kind gewesen und hatte ihn kaum wahrgenommen, weil er lediglich als einer der Gesandten seines Vaters, König Johan, da gewesen war und sich nur mit Varas und Hyaras Vater Fikolmij, dem Than des Hengst-Clans, getroffen hatte. Als Josua und Vara Jahre später wiedergekommen waren, war Hyara alt genug gewesen, um zu erfassen, was geschah. Josua war beinahe von einem der Gefolgsleute ihres Vaters getötet worden, hatte am Ende aber überlebt und sogar triumphiert, eine Demütigung, die fortan immer im Herzen ihres Vaters gebrannt hatte. Doch mit den Jahren, als Hyara selbst zur Frau gereift war, hatte sie sich kaum noch an das Gesicht des Prinzen erinnern können, nur an das, was er getan hatte. Es war, als hätte ihre Schwester eine Art Geist geheiratet, ein übernatürliches Wesen, das nie richtig sichtbar war.

Doch jetzt, da sie in Unvers Gesicht blickte, sah sie trotz der schrecklichen Verletzungen in diesen harten Zügen Einzelheiten, die die verschüttete Erinnerung an den Prinzen wieder emporsteigen ließen – die hohe Stirn, das lange Kinn, die kühlgrauen Augen.

Was hat sein Vater ihm noch mitgegeben, diesem Mann, der jetzt über das ganze Grasland herrschen wird?

Sie konnte diese Frage nicht laut stellen – sie war sich nicht einmal sicher, ob jemand von den anderen sie verstehen würde –, also sagte sie stattdessen: »Du bist bei den Steinhäuslern aufgewachsen, Shan Unver. Wie sind sie?«

Sein Blick, der sonst oft so kalt und fern war, wirkte jetzt ein wenig argwöhnisch, mehr wie der Blick eines misstrauischen Kindes denn wie der des Herrschers über alle Clans. »Wie meinst du das, Hyara?«

»Erinnere ihn nicht an jene schlimmen Zeiten.« Vara stellte die leere Suppenschale so heftig auf den Boden, dass der Löffel darin klirrte. »Wir waren ganz allein. Sein Vater hat uns im Stich gelassen. Wir lebten unter Leuten, die uns verachteten. Wie kannst du von ihm wollen, dass er sich daran erinnert?«

Der Hauch eines Lächelns spielte um Unvers Lippen, die stellenweise immer noch blutverkrustet waren. »Deine Erinnerungen sind nicht meine, Mutter. Für mich war die Stadt am Sumpfland kein hassenswerter Ort, bis ich von dort weggeschleppt wurde. Danach musste ich sie hassen, oder ich hätte mich selbst gehasst.«

Hyara war wie gebannt. In den Wochen, die sie ihn jetzt kannte, hatte sie ihn noch nie so viel über seine Vergangenheit sagen hören. »Wie ist Kwanitupul? Ich wollte immer schon wissen, wie es dort ist. Ich habe mal einen Händler getroffen, bei dem klang es wie ein magischer Ort voller Menschen und Dinge jeder nur denkbaren Art.«

»Es war dreckig und überfüllt«, sagte Vara prompt. »Ich habe immer auf dem Dach dieses verfluchten Gasthauses gestanden und gebetet, dass der Wind dreht, damit ich die saubere Luft des Graslands riechen könnte statt des Gestanks der Sümpfe.«

Unver sah nicht seine Mutter an, sondern weiterhin Hyara, und der Hauch eines Lächelns war immer noch da, obwohl in seinem Gesicht jetzt noch etwas anderes zu lesen war, ein Zorn, den sie nicht recht verstand. »Ein Kind kann sich wohl überall zu

Hause fühlen«, sagte er. »Solange da etwas Festes ist, um darauf zu stehen.«

Fremur stand unvermittelt auf und ging über den Grasboden dahin, wo der haarlose Sklave hockte. »Du da! Was lauschst du, du Hund! Das hier ist nicht für deine Ohren bestimmt. Dort liegt der Shan, den du verraten wolltest, und du hockst hier herum wie ein Spion und hörst alles mit. Und dabei verdankst du's nur Hyara, die um dein Leben gefleht hat, dass du nicht an einem Pfahl verfaulst. Verschwinde aus diesem Zelt, du elender Kerl, oder ich werfe dich raus.«

Der Mann namens Kahlkopf stand wortlos auf und eilte hinaus, den Kopf eingezogen, als rechnete er damit, dass etwas nach ihm geworfen würde. Es stimmte, dass Hyara Fremur gebeten hatte, ihn zu verschonen, aber sie hatte es nicht aus Mitleid oder Weichherzigkeit getan. Da sie ihr Leben lang die Herrschaftsmethoden ihres Vaters vor Augen gehabt hatte, wusste sie, dass Härte nicht Gehorsam erzeugte, sondern nur trügerisches Schweigen.

»Ich hätte dieses stinkende Stück Abfall töten sollen«, sagte Fremur und sah Hyara dabei fast schon vorwurfsvoll an. »Wenn man einen Hund verschont, wird er einen niemals beißen, aber bei Menschen kann man sich darauf nicht verlassen.«

»Ho, Fremur, du musst treuere Hunde gekannt haben als ich«, sagte Unver und lachte, obwohl sein Gesicht dabei offenkundig schmerzte. »Ich kenne kein Tier – ob Hund, Mensch oder Pferd –, das einmal erlittenen Harm nicht heimzahlen will.«

»Wir brauchen solchen Harm und Verrat nicht länger zu fürchten«, sagte Vara mit der forschenden Bestimmtheit einer Person, die etwas nicht wirklich glaubt, aber glauben möchte. »Von jetzt an werden wir denjenigen helfen, die es verdienen, und die niedermachen, die uns etwas anhaben wollen.«

»Darin, Mutter«, sagte Unver, jetzt ohne jede Spur von Lächeln, »sind wir uns voll und ganz einig.«